Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 89. Freitag, 1. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Herta Bauer könnte sie mit Recht auslachen und ein weichliches, verzärteltes, feiges Ding nennen, wenn sie jetzt nach der ersten Schwierigkeit schon umkehrte.

Es war allerdings leicht, die Arbeiterin zu spielen, wenn alles glatt ging, wenn nirgends ein Schatten sie behinderte. Aber die Zähne zusammenbeißen und vorwärtsschreiten, wenn Hindernisse aufwuchsen, die Ansprüche an Kraft und Mut stellten, darin lag wohl die wirkliche, tiefere Aufgabe dieses Jahres!

Ja!

Helga Wendhus gab sich selbst eine Art Gelübde, nicht eher den Kampf aufzugeben, als bis jede Hoffnung versunken war ... noch weiter: den Kampf überhaupt nicht aufzugeben, mochte kommen, was da wollte!

Was tat eine stellungslose Kontoristin? Sorgfältig überlegte sie alle Möglichkeiten. Und begann die Zeitungen zu lesen ... den Arbeitsmarkt zu studieren. Begann Bewerbungsschreiben zu verschicken. Schrieb auf jedes Stellenangebot, das ihr einigermaßen geeignet erschien. Erhielt Antworten. Mußte sich vorstellen. Wurde abgewiesen ... immer wieder.

Man verlangte Zeugnisse ... sie hatte keine.

Man verlangte Referenzen ... ihre Referenzen durfte sie laut Vereinbarung mit Herta nicht benutzen.

Man verlangte Stenographie ... die beherrschte sie nicht.

Sie ließ sich nicht entmutigen. Fuhr bald hierhin, bald dorthin, wo nur ein Schimmer aufblinkte. Einmal schien es, als sollte sie Glück haben. In einem Ingenieurbüro. Merkwürdigerweise aber schlug die Sache fehl, nachdem sie auf Befragen kurz erzählte, warum sie die vorige Stellung verlassen hatte.

Sie bedauerte es nicht; vielleicht war der etwas geckenhafte Ingenieur vom Schlage Wilsnacks und wollte sich nicht der gleichen Niederlage aussetzen.

Tag um Tag verging. Vormittags schrieb sie Bewerbungen, trug sie selbst in die Expeditionen, um das Porto zu sparen ... nachmittags suchte sie die Firmen auf, bei denen persönliche Vorstellung verlangt wurde.

Als sie hier ein paarmal zu spät kam, machte sie es umgekehrt.

Auch das half nicht.

Fast drei Wochen waren so vergangen im ständigen Bemühen. Die Hoffnung wurde von Tag zu Tag geringer. Und doch verbiß sie sich immer mehr in den Vorsatz, nicht nachzulassen.

Ihr Geld ging zur Neige.

In ihrem kleinen Geldtäschchen fand sie eines Morgens nur noch vier Mark und siebzig Pfennige.

Da sank ihr Mut wieder. Wenn diese geringe Summe verbraucht war, was dann? Das Zimmer und den Mittagstisch hatte sie zwar bis zum Monatsende bezahlt ... aber was wurde im August?

Wie machten es denn die anderen stellungslosen Mädchen, die auch noch keine Arbeit gefunden hatten, wenn ihr Geld alle geworden war? Wovon lebten sie? Womit halfen sie sich? Sie hätte sich gern darüber Rat geholt von einer Leidensgefährtin ... sie kannte keine und mußte selbst sehen, wie sie weiterkam.

Vier Mark und siebzig ...

Wenn sie sehr sparsam lebte, reichte das noch für vier Tage. Sie brauchte Frühstück, Abendbrot, Fahrgeld, und hier und da doch Porto ...

Wieder einmal saß sie totunglücklich auf dem grünen Ripssofa und fühlte Mut und Hoffnung schwinden.

Bis zur letzten Minute wollte sie gern aushalten, aber hungern — oder gar verhungern — das war ja schließlich nicht der Sinn dieser Probe.

Schade ... es hatte so schön angefangen, fast acht Wochen hatte sie sich durchgerungen, hatte selbst diese letzten drei Wochen des Kampfes, der Unruhe, der Hoffnung weniger niederdrückend empfunden, als sie es erst gefürchtet ... es war sogar ein seltsam antreibender Reiz in ihnen gewesen. Und nun doch die Waffen strecken?

Sie warf mißmutig das Geldtäschchen auf den Tisch.

Sah wieder die zwei Briefe, die vorhin mit der Post gekommen waren. Schob die Kaffeetasse beiseite.

Ein Geschäftsbrief mit Firmenaufdruck. Sie riß ihn auf. Aufforderung, sich heute vormittag um elf Uhr vorzustellen.

Ein leichtes Rot der Freude färbte ihre Wangen. Vielleicht kam in letzter Minute doch noch die Hilfe! Das Schreiben war sehr freundlich gehalten ... hoffnungweckend.

Ein wenig lebhafter nahm sie den anderen Brief. Ein einfacher weißer Umschlag. Sie sah die Schrift an ... die kannte sie doch! Woher gleich? Ach ja.

Und nun flog ein Lächeln über ihr Gesicht. Ein helles Lächeln, das alle Sorgen und Mutlosigkeit daraus hinwegwischte. Richard Weghart schrieb ihr ... der liebe, gute Junge! Sie glaubte den Inhalt des Briefes zu kennen, bevor sie ihn noch gelesen hatte.

Sie öffnete ihn.

Liebes, liebes Fräulein Wendhus!

Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen schreibe. Aber ich muß Ihnen schreiben. Ich muß Ihnen sagen, was mir passiert ist! Ich glaube es ja selber noch nicht. Kann es nicht glauben. Und doch ist es Wahrheit. Gern wäre ich zu Ihnen gekommen, um es Ihnen selbst zu sagen. Aber ich traue mich nicht. Denken Sie doch nur, liebes Fräulein Wendhus, was mir passiert ist! Ich kann studieren, ich kann Musik studieren!

Es ist mir noch alles wie ein Traum. Denken Sie, vorige Woche bekam ich einen Brief von einem Justizrat. Ich soll ihn in einer wichtigen Angelegenheit besuchen. Sie glauben gar nicht, was ich für eine Angst hatte! Weil ich glaubte, Herr Wilsnack hätte mich angezeigt wegen des Schlages mit dem Lineal. Aber ich konnte doch nicht anders. Ich mußte Ihnen doch helfen, liebes Fräulein Wendhus. Auch die Mutter hatte große Angst und weinte sogar. Daß ich die Stellung verloren habe, hat sie ein bißchen nervös gemacht. Man findet ja heute so schwer wieder etwas. Aber recht gibt sie mir

doch. Und ich mir auch! Wenn ich es heute noch mal tun müßte, würde ich es nochmal tun!

Zitternd und zagend ging ich also zu dem Justizrat. Es war ein sehr netter, alter Herr, der mich freundlich empfing und in einen Sessel drückte — ach, Fräulein Wendhus, in solch einem Sessel haben Sie sicher noch nie gesessen! Mir war himmelangst! Denn in der Freundlichkeit des alten Herrn sah ich nur Mitleid mit mir, wenn er mir das andere sagen mußte. Dann sah er mich so lange an und sagte gar nichts, daß ich am liebsten weggelaufen wäre. Wenn ich gekonnt hätte. Und dann sagte er auf einmal, ich sollte ihm etwas aus meinem Leben erzählen. Ich konnte kein Wort sprechen, so klopfte mir das Herz. Und dann fragte er auf einmal, ob es wahr sei, daß ich die Musik so liebe. Ach, liebes Fräulein Wendhus, da war es aus mit mir. Wenn ich mich nicht so geschämt hätte, hätte ich am liebsten losgeheult wie ein kleiner Junge. Er sah mirs wohl an, denn er sagte, ich solle doch kein so ängstliches Gesicht machen, denn er hätte mir etwas ganz Schönes zu sagen.

Und dann kam es heraus, liebes Fräulein Wendhus. Er sagte, ein Mensch, der nicht genannt sein wolle, habe durch einen Freund meines verstorbenen Vaters davon gehört, daß ich so schön Geige spiele und die Musik so liebe und so unglücklich sei, daß ich nicht Musiker werden könne. Deshalb habe er ihn, den Herrn Justizrat, beauftragt, mit mir zu sprechen und wenn es wahr wäre und ich gern den Beruf ergreifen wolle, den ich liebe, dann — ach, liebes Fräulein Wendhus, jetzt, wo ich es schreibe, kommt mir's wieder so unglaublich vor, aber es ist wahr, wirklich wahr! — dann wolle dieser Herr mein ganzes Studium am Konservatorium bezahlen und außerdem sollte ich bis zur Beendigung meines Studiums monatlich 150 Mark bekommen, um ohne Sorge leben zu können!

Wenn mir einer gesagt hätte, der Mond ist vom Himmel heruntergefallen, hätte ich's eher geglaubt. Ich weiß nicht, wie lange ich sitzen blieb, aber als mir der Herr Justizrat endlich einen Schein vorlegte, auf dem alles genau niedergeschrieben war und den ich unterschreiben mußte, mußte ich es glauben!

Wie ich dann wieder nach Hause kam, weiß ich auch nicht. Als ich der Mutter alles erzählte, haben wir zusammen geweint — vor Freude! Ach, liebes Fräulein Wendhus, Sie wissen nicht, wie glücklich ich bin! Ich finde gar keine Worte dafür. Wenn das Semester anfängt, beginne ich meine Studien. O, ich will fleißig sein, sehr fleißig, damit der edle unbekannte Herr nicht gar zu viel Unkosten hat! Und wenn ist erst selber etwas verdiene, muß mir der Herr Justizrat seine Adresse verraten, damit ich es ihm zurückgeben kann. Meine Mutter betet alle Abende für ihn.

Ich mußte Ihnen das schreiben, liebes Fräulein, seien Sie mir nicht böse. Denken Sie noch manchmal an mich? Ich denke immer an Sie. Hoffentlich geht es Ihnen gut. Tausend innige Grüße von

Ihrem lieben überglücklichen
Richard Weghart."

Tränen perlten über Helgas Wangen. Sie merkte es erst, als ein Tropfen auf das Papier fiel und fuhr hastig mit der Hand übers Gesicht. Das Blut strömte hellrauschend zu ihrem Herzen. Ihr war, als habe sich da drinnen etwas gelöst und lichte Wärme über sie ausgegossen.

Sie sah den lieben, armen Jungen förmlich vor sich ... mit den strahlenden, leuchtenden Augen in dem schmalen Gesicht, sah das Glück in ihnen ... und fühlte es in sich wiederklingen.

Sie war froh wie nie zuvor in ihrem Leben.

Einen Menschen hatte sie glücklich gemacht und spürte den Widerhall dieses Glückes in ihrem eigenen Herzen!

Daß sie das früher nie gekonnt: Menschen beglücken! Welcher Reichtum offenbarte sich ihr da! Wie wurde ihr langweiliges, verödetes Leben da ausgefüllt mit einem herrlichen Wissen!

Auf sprang sie, trocknete die Tränen auf dem Papier und die auf den Wimpern und lief zu Frau Lüdtke in die Küche.

Sie mußte es weitersagen, daß es einen glücklichen Menschen gab!

„Frau Lüdtke! Entsinnen Sie sich noch des armen Menschen, der mal bei mir war und so schön Geige spielte, daß Sie sich auf den Korridor stellten und horschten?"

„Hm!" brummte Frau Lüdtke, die zur Abwechslung wieder einmal Schmerzen an ihrem einzigen Zahn hatte.

„Der wird jetzt ein großer Künstler! Er schreibt mir ... er studiert! Und passen Sie auf, wenn er berühmt ist, dann kommt er noch einmal in unser Kämmerlein und spielt noch viel schöner!"

„Scheener kann keen Mensch spielen, wie der damals!" knurrte Frau Lüdtke.

Helga sah die Alte überrascht an. Recht hatte sie! Schöner kann kein Mensch spielen als einer, der seine Seele singen läßt!

Alle Sorgen waren wie weggeblasen. Hoffnungsreich machte sich Helga auf den Weg zur Vorstellung bei jener Firma. Sie wußte, heute ... heute mußte ihr etwas Gutes passieren! So froh war sie und so zufrieden.

Das Geschäft lag weit oben in der Schöneberger Hauptstraße. Punkt elf Uhr war sie dort.

Und ging fünf Minuten später wieder hinaus ... geknickt, enttäuscht, gedrückt.

Es war wieder nichts gewesen.

Trotzalledem nichts ...

Der Chef, ein alter, weißhaariger Herr, hatte sie sehr freundlich empfangen, sich sehr nett mit ihr unterhalten ... aber einstellen konnte er sie nicht. Die Art der Tätigkeit verlangte eine perfekte Stenographin. Und das war sie nicht, also ...

Niedergeschlagen bestieg sie die Straßenbahn. Stand auf der überfüllten Plattform zwischen anderen Menschen und verfiel in Grübeln. Aber merkwürdig, so ganz traurig konnte sie nicht sein. Immer blieb in ihrem Innern ein kleiner, heller Punkt, von dem ein Leuchten aufstieg, immer blieb das unbestimmte Gefühl, es müsse gerade heute noch etwas geschehen, das sie aller Not entriß und sie fröhlich hineinschreiten ließ in den dritten Monat des Arbeitsjahres.

Am Potsdamer Platz wurde das Gedränge arg. Vor ihr stand ein dicker Mann, pustend, schwitzend, der sie ganz in eine Ecke quetschte. Am liebsten wäre sie abgestiegen und gelaufen. Aber der Wagen fuhr schon weiter ... in die Leipziger Straße hinein, an Wertheim vorüber.

Der Dicke machte es sich bequem, schuf sich Luft und gab ihr dadurch etwas Bewegungsfreiheit zurück.

Der Schaffner kam. Der Dicke bezahlte.

Die Brieftasche schob er achtlos in die äußere Rocktasche.

Wie kann man nur so leichtsinnig sein!, dachte Helga unwillkürlich und hob den Kopf, um ihn anzusehen.

Ihr Blick fiel auf ein Gesicht, dessen Ausdruck ihre Aufmerksamkeit erregte. Ein schmales, hageres Gesicht mit den Runen des Elends, der Sorge in den eingefallenen Zügen. Das zermürbte Gesicht eines Arbeiters, überhaucht von den Zeichen, die Stunden des Ringens mit der Not darin zurückgelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Stirb und Werde.

In diesem Glanz, der dir entgegen prangt
Mit zartem Schimmer erster Frühlingskrume,
Spiegelt noch Farbe sich der stillen Blume,
Um die im Herbst dein müdes Herz gebangt.

Dich Hoffenden ergreift Erinnern zag,
Indeß dein Blick sich rückwärts schon verliert:
Wie nun die Erde frische Blüte ziert,
Die doch so lang in schwarzen Schatten lag!

So wandelte die Seele ihren Pfad:
Die bunten Astern bleiben unvergessen,
derweil mit Primeln bald und jungen Kressen
Sich über Gräber breitet neue Mahd. Alfred Hof.

Panne in München.

Von **Erich Herting.**

Herr Gelber will mit seinem Kleinwagen von der Reichenbach- in die Frauenhoferstraße. Das ist eine der schwierigsten Angelegenheiten, weil man dabei über den Gärtnerplatz muß, in den aus allen Strahlen der Windrose Straßen und Trambahngeleise münden. Und aus allen Richtungen kommen Gefährte — das Getöff und Geklingel kann einen schon nervös machen. Das Langsamfahren nutzt da auch nichts, im Gegenteil. Wenn man ein wenig Tempo drauf hat, rutscht man leichter durch. Herr Gelber gibt also ein wenig Tempo. Aber auf einmal wächst da irgendwo und von irgendwoher ein Schlosserkarren aus der Erde, mit einem Lehrbuben vorn dran. Herr Gelber will ausbiegen — wo kommt denn da plötzlich der Metzgerwagen her? Und die Elektrische klingelt, klingelt — zwei Elektrische, vier Elektrische! Ruck nach links! Gang heraus! Handbremse — bum! Natürlich! Und dann noch: Krack! Nun steht der Wagen mitten auf der Straße.

Der Schlosser-Lehrbub schreit, als läge er unter den Rädern. Der Führer des Metzgerwagens schreit und reißt seine Gäule zurück, bis der Wagen mit den Hinterrädern auf dem Bürgersteig steht. Und die vier Elektrischen klingeln, klingeln.

Herr Gelber findet die Situation wenig erfreulich. Reifen geplatzt — man hat natürlich Ersatz mit. Aber auf der Straße Reifen wechseln ist nicht das höchste der Gefühle.

„Woll'n S' leicht da übanachtn?", schreit der Führer des Metzgerwagens.

Richtig — raus erst einmal aus dem Knäul. Herr Gelber rückte den Wagen gerade, drückt auf den Anlasser, gibt Gas.

„Pfuh!", macht der Motor. „Pfuh, pfuh!" Aber der Wagen rührt sich nicht.

„Jetzt fahrn S' schon amol aus der Bahn!", schreit der elektrische Wagenführer.

„Pfuh! Pfuh!", macht der Motor.

Der Kutscher des Metzgerwagens kommt näher. Zwei Schaffner sind aus der Tram gestiegen und schauen nach, was da los ist.

„Warum fahrn S' denn nöt weg?" fragt der eine Schaffner harmlos. „Mir können uns do zwegn Eahna nöt am Gärtnaplatz ansiedln!"

„Pfuh! Pfuh!", macht der Motor.

Herr Gelber schwitzt bereits. „Sö segn do, daß i a Panne hab!", sagt er in einiger Verzweiflung.

„Ah — wos — a Panne!", lacht der Metzgerwagenkutscher, „fahrn konn a nöt! Dös is da Witz. Weils an jedn Latierl an Führaschein gebn — do kenman nachher leichene Sachen her. Is eh a Mordsglück, daß ma koane Toten zum Wegschleppen ham! Jetzt gebn S' scho Gas und stinkan S' ab, Sö — Herrenfahrer!"

„Pfuh! Pfuh!", macht der Motor.

Die Wagenführer der vier Elektrischen klingeln verzweifelt. Die Fahrgäste fangen an zu schimpfen.

Einer der Schaffner steht nun an dem Kleinwagen und betrachtet ihn mit Interesse und Sachkenntnis.

„Ham S' an Gang drin?", frägt er Herrn Gelber.

Natürlich ist der Gang drin.

„Benzin ham S' do im Tank?"

„Zwanzig Liter!"

„Nachher is entweder der Vergaser nöt in Ordnung, oder es hapert mit dö Zündkirzn", sagte der Schaffner; man sieht ihm ordentlich an, wie er sich freut, seine Kenntnisse auspacken zu können.

Herr Gelber memt, so was habe er sich auch gedacht.

„Aber do davon kenman mir nöt weita", sagt der Metzgerwagenkutscher. „I konn do nöt wartn, bis ma dös Schweinane zum Stinken anfangt — döa wern S' do einsegn!"

Ein Fahrgast der Elektrischen nähert sich. „Wat macht denn der Mann in der Ruckelpinne? Is wohl 'n bißken injeschlafen, wat?"

„Oh je!", lacht der Metzgerwagenkutscher, „jatzt wern mas gli ham. A Preiß is do!"

Es kommt zu keiner landsmannschaftlichen Auseinandersetzung. Die Elektrischen klingeln zu laut. Die Fahrgäste sagen, jeder man seine Zeit doch nicht gestohlen habe, und wo denn die Polizei bliebe.

Geduld — sie naht eben! Ein Schutzmann steigt die Stufen, am Portal des Gärtnertheaters führen, langsam herab und die zu sich auf den Kriegsschauplatz.

begibt „Was is denn da los?" fragt er Herrn Gelber. „Wolln S' nicht wegfahrn?"

vielle „I will scho", sagt Herr Gelber, „aber da Wagn will nöt, und e is der Stärkere!"

„Machen's bitte keine Witz! Wie kommen Sie denn da quer die Straße?"

über „I hab' an Schlosserkarren ausweichn wolln und von der an Seiten is dös Metzgerfuhrwerk kenmman. Da hab' i an andere rumgerissen und — no ja — da steht er. Reifen kaputt. Wagn Motor ziagt nöt."

Und de Schutzmann sieht sich um. „Wo is das Schlosserwagerl?"

Das Schlosserwagerl ist nicht mehr da. Der Lehrbub hat sich aus dem Staub gemacht; er hat keine Zeit zu verlieren. Dazu sind ihm seine Ohren zu lieb.

„Nachher zoagn S' amal Eahnere Papiere!", sagt der Schutzmann.

Herr Gelber tut es.

„Müassn mir do glei warten, bis dö Gerichtsverhandlung vorbei ist?", fragt ein Fahrgast der Elektrischen.

„Mischen S' Ihnen nücht ün eine Amtshandlung!", sagt der Schutzmann hochdeutsch und streng. Er sieht jetzt Herrn Gelbers Papiere durch. „In Ordnung!", sagt er und gibt sie zurück. „Also fahren S' iatzt raus da!"

Herr Gelber drückt und drückt. Aber der Motor mag nicht. „Unmöglich!"

„Was hoaßt unmöglich?", frägt der Schutzmann mit einiger Schärfe. „Wann S' nöt wegfahrn könnan, nachher muaß halt der Wag'n abgeschleppt wern!"

„Do san mir in aner Stund no do!", sagt der Metzgerwagenkutscher.

Da tritt ein Mann aus der Reihe der Fahrgäste heran.

„Herrgottsarn — is dir dös a Wirtschaft! Warum schiabts denn dö Rudlkistn nöt einfach auf d' Seiten? Mit so an Wagerl werd ma lange Gschichtn machn!"

Er krempelt sich die Ärmel auf und sieht sich um. Es finden sich wirklich noch ein paar Freiwillige und in ein paar Sekunden ist Herr Gelber mit seinem Kleinwagen aus der Fahrbahn geschoben. Und merkwürdig — jetzt arbeitet auf einmal der Motor und Herr Gelber fährt, mit geplatztem Reifen zwar, aber doch im 30 Kilometertempo weiter. In eine stille Seitenstraße.

Der Knäuel am Gärtnerplatz entwirrt sich. Der Mann mit den aufgekrempelten Ärmeln steht noch eine Weile verwundert, dann steigt er in seinen Trambahnwagen. „So a Kerl!", sagt er giftig. „A Maß hätt' der wahrhaftig zahln könnan! Aber a so sans, dö Benzinteifin dö vadächtigen!" Verständnisvoll nicken die Umstehenden.

Der Schutzmann schreitet langsam auf seinen Beobachtungsposten zurück. Dann schreibt er die Nummer Gelbers in sein Büchel — auf alle Fälle ...

Historische Aprilscherze.

Goethe entlarvt einen Aprilscherz.

Einen literarisch bedeutsamen Aprilscherz in der Geschichte der Dichtung leistete sich Mérimée, indem er am 1. April 1827 eine Sammlung von Dichtungen veröffentlichte, die den Titel führte „La Guzla, Auswahl illyrischer Poesien, gesammelt in Dalmatien, Bosnien, Kroatien und der Herzegowina". In der Einführung behauptet der Herausgeber, es handele sich um die Gedichte eines illyrischen Minnesängers. Niemand nahm an der Veröffentlichung Anstoß, erst Goethe erkannte, was in Wahrheit davon zu halten sei. Er begrüßte es als das Allerneueste und Wundersamste, daß die Franzosen „sogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns im geistreichen Scherz durch unterschobene Werke auf die angenehmste Weise unterhalten". Damit war Mérimées Aprilscherz entlarvt.

Ein Pseudo-Nero.

Einen echt russischen Aprilscherz erlaubte sich einst Peter der Große von Rußland. Er ließ in aller Stille vor den Toren seiner Residenz durch Soldaten einen mächtigen Holzstoß aufrichten und ihn anzünden, als die Glocken von den Türmen kündeten, daß der erste April angebrochen. Prasselnd stieg die Flamme zum nächtlichen Himmel empor und rief allerorten die Überzeugung wach, daß ein ganzes Stadtviertel in Flammen stehe. Man rannte wild durcheinander und von allen Seiten kamen Mannschaften herbei, die mit Löschgeräten ausgerüstet waren. Auf Befehl des Zaren wurde auch der ganze Hofstaat aufgeboten. Die Kavaliere eilten zur „Brandstätte" und fanden dort den Zaren, der sie mit dem Rufe „April" begrüßte. Indes wurden die Gefoppten für ihre gestörte Nachtruhe einigermaßen entschädigt. Der Zar befahl alle Gäste in einen eigens zu diesem Zwecke erbauten Pavillon. Dort stiegen sehr verlockende Düfte aus einem riesigen Samowar auf; es wurden des Zaren Lieblingsgetränke, Punsch und Grog gebraut, und der Herrscher selbst ging allen frierenden und müden Gästen mit einem herzhaften Trunke voran.

Aprilfische.

Auch Frankreich hat seinen historischen Aprilscherz. Franz Wugk erzählt in einem Pariser Briefe folgende Geschichte:

Ludwig XIII. strebte eine Vereinigung des Herzogtums Lothringen mit Frankreich an, und um den Herzog von Lothringen zu zwingen, seinen Plänen zu willfahren, hielt er ihn auf dem Schloß zu Nancy gefangen. Um dem fortgesetzten Zwange, den Ludwig XIII. auf ihn ausübte, zu entgehen, beschloß der Herzog zu fliehen. In der Frühe des ersten April täuschte er die Wache, schwamm durch die Meurthe und entkam glücklich. Daraufhin sollen die Lothringer den Franzosen entgegengerufen haben: „Ein schöner Fisch, den man den Franzosen genommen hat". Von dieser historischen Begebenheit leiten die Franzosen die Bezeichnung „Aprilfische" (poisson d'avril) her, die noch heute für die Person gebraucht wird, die in den April geschickt wird.

Die Prozession.

Am 25. März 1798 sah man in den Straßen Londons eine große Anzahl von Plakaten, die folgende Inschrift trugen: „Heute über acht Tage um zwölf Uhr mittags wird eine höchst sonderbare, noch nie gesehene Prozession nach der Westminster-Abtei stattfinden. Greise und Matronen, Witwer und Witwen, verehelichte und geschiedene Männer und Frauen, desgleichen Junggesellen und Jungfrauen und Kinder beiderlei Geschlechts werden sich daran beteiligen, und jeder, weß Standes und welcher Würden er auch sein mag, ist hiermit eingeladen". Auf diese Ankündigung hin stand am ersten April um die Mittagsstunde eine unübersehbare Menge, die von Minute zu Minute Zuwachs erhielt, vor der Westminster-Abtei. Doch die angekündigte Prozession war und blieb unsichtbar. Schon wurde die Menge unruhig, als plötzlich der Ruf: „Wir sind in den April geschickt!" ein tausendstimmiges Echo erweckte. Lachend ging die Menge auseinander, und die heitere Stimmung erlitt auch keine Einbuße, als man sich bald darauf als ein offenes Geheimnis erzählte, daß ein Prinz des königlichen Hauses den Scherz in Szene gesetzt habe.

Die hustende Pflanze.

In einem großen Münchener Blatt las man am 1. April 1900 einen höchst fesselnden botanischen Bericht. Ein Forscher wollte eine tropische Pflanze entdeckt haben, deren Blüte jeden Staub, wie überhaupt jede Verunreinigung, durch ein explosives Ausstoßen von Saft aus ihren Poren „heraushusten" könne. Diese durchaus ernst gehaltene Mitteilung über die hustende Pflanze erregte damals viel Aufsehen und wurde sogar auch von ausländischen Blättern übernommen, bis man sich eines Tages an das Datum erinnerte, unter dem der Bericht in der Zeitung erschienen war: an den 1. April.

Neue Bücher

* „Der güldne Schrein 1932", ein Jahrbuch für die Freunde der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg. Herausgegeben von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg. (Verlag Wilhelm Limpert, Dresden.) „Der güldne Schrein 1932" trägt der Aufgabe, Goethes 100. Todestag würdig hervorzuheben, in geschickter Form Rechnung; Männer der Wissenschaft und Kunst, der Bildung und Erziehung geben in knappen Aufsätzen Bericht über den Stand des von ihnen vertretenen Gebietes, ziehen Bilanz und zeigen damit die Quellen der Kraft für die Zukunft auf.

*„Männer und Mächte: Hindenburg". Von Generalleutnant a. D. Horst von Metzsch. (Verlag R. Kittler, Leipzig.) Einer der bekanntesten militärpolitischen Schriftsteller der deutschen Rechten, Generalleutnant a. D. Horst von Metzsch, gibt in diesem Buch nicht eine Biographie sondern eine Untersuchung dessen, was er den Hindenburggedanken nennt. Weil Hindenburg ebenso das Problematische fehlt wie das Glänzende, stellt General von Metzsch sein Wesen dar „eingebettet in Ehrfurcht und Pflicht". Für den Autor ist der Hindenburggedanke etwas, das er ebenso unsterblich nennt wie Deutschland selbst. Der Hindenburggedanke, das ist die überparteilich regierte Nation. In Hindenburg selbst erblickt die ganze Welt eine Verkörperung des Deutschtums. Aus diesen Gründen stammt die große Volkstümlichkeit Hindenburgs. Das Buch gipfelt in der Erklärung, „daß die nationale Bewegung ihr Ziel wohl mit oder ohne, aber nicht gegen die Persönlichkeit Hindenburgs erreichen kann".

* Emil Ludwig: „Schliemann", Geschichte eines Goldsuchers. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Diese Biographie Heinrich Schliemanns, die Lebensgeschichte eines großen Deutschen, ist das neueste Werk Emil Ludwigs. Sir Arthur Evans, der führende Archäologe der Gegenwart, sagt in seiner Einleitung zum „Schliemann" über den Wiederentdecker der homerischen Welt, der Troja und Mykenae wieder ausgrub: „Keiner der Hauptakteure auf dem Welttheater, deren Bilder von Emil Ludwig in letzter Zeit so glänzend gezeichnet worden sind, kann sich an jähem Wechsel des Lebens oder an weltweiter Erfahrung mit dem Helden des vorliegenden Buches messen." Dieses Werk Emil Ludwigs ist ein leidenschaftlicher menschlicher „Roman" voll abenteuerlichen Geschehens, wie es die überschäumendste Phantasie eines Dichters nicht reicher erfinden konnte.

* „Trommelfeuer." Aus dem Tagebuch eines unbekannten Soldaten. Von O. Zimmermann. (Druckerei und Verlagsanstalt „Bayerland" AG., Sitz Dachau.) Ein Kriegsbuch, von einem einfachen Soldaten für seine Kameraden und die heranwachsende Generation geschrieben, schildert aus dem Erleben des Frontkampfes: die harten Kämpfe an der Somme, Großkampftage bei Ypern, den Feldzug gegen Rumänien, Stellungskämpfe in den Vogesen, den großen Rückmarsch usw. Packende Schilderungen aus dem großen Weltgeschehen ziehen beim Lesen vorüber und rufen in jedem die Erinnerung wach an große und schwere Stunden.

* „Preußen nach dem Weltkrieg." Aufbau und Wirken des Freistaates Preußen nach dem Weltkriege von Dr. Hawel. (Gilde-Verlag, Köln.) Diese Schrift zeigt die Leistungen des Freistaates Preußen. Die Broschüre wird auch über die Preußenwahl hinaus ihren Wert halten, denn hier wird Grund gelegt für eine wirkliche antwortungsbewußte Mitarbeit am Volksganzen. Die umgänglich nötige Kenntnis auch der Landesverfassung, der alle Rechte und Pflichten des Staatsbürgers verankert sind, wird in einer überaus anschaulichen und dadurch anziehenden Form vermittelt.

* Gina Kaus' neuester Roman „Morgen um Neun" (Verlag Ullstein, Berlin) läßt im Zeitraum einer Nacht das Leben einer jungen Frau vor uns erstehen. Zwanglos ergibt sich aus dem Geschehen ein ständiger Wechsel von Ort und Stimmung, eine Wanderung durch die ganze Stadt und durch ein ganzes Leben, Revision der Gefühle und die Entdeckung erschütternder Verwicklungen. Und der Mann, von dem sie gehen will, ihr Mann, schreitet in der gleichen Zeitspanne durch eine Reihe von Abenteuern seltsam und unaufhaltsam auf sie zu.

* Becker-Strube: „Die Fliegerin". (Enßlin u. Laiblin, Reutlingen.) Ein spannender Fliegerroman, in dessen Mittelpunkt eine sympathische, erfolgreiche und wagemutige Pilotin steht. Eine fesselnde und zeitgemäße Handlung schildert glänzend Flugbetrieb, Flugwettbewerb, Flug und Landung zwischen den Alpengipfeln. Aber fesselnder fast noch ist der Kampf zwischen den Menschen im Rahmen der den Mittelpunkt bildenden Liebesgeschichte.

* „Der Zahlungsbefehl" sowie das Mahn-, Güte- und Streitverfahren vor dem Amtsgericht. Von Amtsgerichtsrat Dr. Paul Schäfer. (Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Durch Notverordnung ist die Wertgrenze für die Zuständigkeit der Amtsgerichte in Amtsgerichts-Streitigkeiten über vermögensrechtliche Ansprüche auf 1000 Mark erhöht. Ein sehr erheblicher Teil aller Prozesse wird daher vor den Amtsgerichten in erster Instanz verhandelt. Man sollte aber nicht erst durch den Prozeß lernen, sondern sich schon vorher unterrichten, wie man sich zu verhalten hat.

* „Lustiges und vorteilhaftes Rechnen". Von Dr. Karl Menninger. (Verlagsbuchhandlung Karl Poths, Frankfurt a. M.) Eine Fundgrube von Kniffen. Nicht ausgefallene Zahlenbeziehungen, die nur den Fachmann angehen und die man sofort wieder vergißt, sondern Vorteile, die wirklich für jeden Rechner im Beruf, in der Schule, im Haus bei seinen täglichen Rechnungen in Frage kommen. Anschaulich ist das Einfache vom Schweren getrennt. Außer der hervorragenden Lehrweise zum erstenmal von Verfasser gebracht wird, ist die sprachliche Erfassung der gaben und Verfahren, in derem Fehlen er einen Haupt für das „Ungesetzliche" eines „Kniffs", für das halb botene sieht. Der Abschnitt über die Vermeidung Buchungsfehlern ist für den Kaufmann und den Buch wertvoll. Ihm folgen die Rechenkniffe für alle vier arten: eine Fülle verblüffender Möglichkeiten.

* „Dauerheilung der Zuckerkrank Von Frau Dr. E. Külz. (Verlag Bruno Wilken nover.) Als Leiterin eines bekannten Sanatorium Zuckerkranke hat Verfasserin sicher viel Gelegenheit reiche Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln, die in leichtverständlichen Buch ihre Verwertung zum Be Zuckerkranken gefunden haben.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesba